

dtv

Hank Chinaski alias Charles Bukowski läßt sich schließlich doch zu dem Film überreden. So kommt er nach Hollywood. Er schreibt seine eigene Geschichte, das Drehbuch zu ›Barfly‹ – verfilmt mit Faye Dunaway und Mickey Rourke in den Hauptrollen. Hank erlebt alle Widrigkeiten, die entstehen, wenn aus einem kleinen Budget ein großer Film werden soll, lernt besessene Regisseure kennen und schlitzohrige Produzenten, egozentrische Stars, Säufer und Groupies. Die ehrliche, melancholische und stets alkoholisierte Geschichte des alten Chinaski, der sich selbst auf der Leinwand als jungen Mann wieder sieht. »Bukowski ist ein Dichter der Anekdote, weil es trotz allem eine fröhliche Hoffnungslosigkeit ist, die seine Protagonisten pflegen. Der Roman ist ein lallend gebrülltes ›Hooray for Hollywood!‹, eine besoffene Ballade vom potenzierten Schwachsinn, der in der Umgebung von Regisseuren, Stars und Scriptgirls prächtig gedeiht.« (Buchmarkt)

Charles Bukowski, am 16. August 1920 in Andernach geboren, seit dem zweiten Lebensjahr Einwohner von Los Angeles, begann nach wechselnden Jobs als Tankwart, Schlachthof- und Hafenarbeiter zu schreiben. Er starb am 9. März 1994 in San Pedro/L. A.

Charles Bukowski

Hollywood

Roman

Deutsch von Carl Weissner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Juli 1992

13. Auflage Dezember 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 1989 Charles Bukowski

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

›Hollywood‹ (Black Sparrow Press, Santa Rosa 1989)

Mit Zustimmung des Autors folgt die deutsche Ausgabe

in einigen Teilen, besonders in den Kapiteln 1 und 7,

der Erstfassung des Manuskripts.

© 1990 der deutschsprachigen Ausgabe:

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Windows‹ (1984) von Ralph Goings

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-12390-7

ISBN-10: 3-423-12390-7

Für Barbet Schroeder

Ich wohnte in einer billigen Bude am Carlton Way, in der Nähe der Western Avenue. Mein sechzigster Geburtstag lag schon eine Weile zurück, und ich versuchte noch immer, als Schriftsteller so professionell zu werden, daß ich allein von der Schreibmaschine leben konnte. Das ging jetzt schon zehn Jahre. Da man aber nicht immer nur schreiben kann, gab es große Lücken zu füllen. Ich füllte sie mit Scotch, Bier, Ale und Frauen. Mit den Frauen hatte ich meistens Pech, und die Folge war, daß ich mich stark aufs Trinken konzentrierte.

An dem Abend, als es passierte, war meine Freundin Sarah da. Sarah hatte Qualitäten. Zum Beispiel stellte sie mich allmählich von Scotch auf Wein um, was vermutlich bedeutete, daß ich drei Jahre länger zu leben hatte. Die brauchte ich auch, denn ich schrieb noch nicht annähernd gut genug.

Jedenfalls, Sarah und ich saßen beim Wein. Die Stimmung war ganz angenehm. Da schrillte das Telefon.

Ich nahm ab. »Yeh...«

»Hier ist Jon Pinchot...«

»Was willst du?«

»Ich möchte, daß Sie mir ein Drehbuch schreiben.«

»Hey! Weißt du, was du mich kannst?!«

Ich knallte den Hörer auf die Gabel.

»Wer war das?« fragte Sarah.

»Irgendein Spinner.«

»Bist du sicher, daß es nicht eins von deinen Flittchen war?«

»Ja. Es sei denn, sie hatte ne Geschlechtsumwandlung.«

Wieder klingelte das Telefon. Ich nahm ab.

»Yeh...«

»Hören Sie, legen Sie nicht auf. Lassen Sie mich bitte ausreden. Hier ist noch mal Jon Pinchot. Ich habe alles von Ihnen gelesen...«

- »Das ist Ihr Problem.«
- »Nein, warten Sie... ich möchte ein Drehbuch von Ihnen –«
- »Ich hasse Drehbücher. Ich hasse Hollywood, ich hasse Schauspieler, und ich hasse Kino. Wenn ich einen Film sehe, kommts mir regelmäßig hoch...«
- »Zwanzigtausend Dollar.«
- »Was?«
- »Ich zahle Ihnen zwanzigtausend Dollar Vorschuß für ein Drehbuch.«
- »Wo sind Sie jetzt? Können Sie gleich vorbeikommen?«
- »Nein, aber ich melde mich in ein oder zwei Tagen, dann können wir uns treffen.«
- »Ist gut.«
- Wir verabschiedeten uns.
- »Wer ist das?« fragte Sarah.
- »Ein Franzose.«
- »Schreibst du ein Drehbuch?«
- »Mal sehn...«

Der Anruf von Pinchot kam nach zwei Tagen. Das mit dem Drehbuch, sagte er, sei sein voller Ernst. Ob wir uns bei ihm treffen könnten?

Ich ließ mir die Adresse geben, und dann stiegen wir in meinen VW und fuhren nach Marina del Rey. Fremdes Territorium.

Wir kamen zum Jachthafen und fuhren an den Booten vorbei. Es waren meistens Segelboote, und an Deck fummelten Leute herum, die spezielle Seglerkluft trugen, mit Mütze und Sonnenbrille. Den meisten war es offenbar gelungen, um die tägliche Tretmühle einen Bogen zu machen. Sie hatten nie dringesteckt und würden auch nie reingeraten. Das ›Land der Freien‹ ließ seine Auserwählten nicht verkommen. Irgendwie fand ich sie lachhaft. Und sie verschwendeten natürlich erst gar keinen Gedanken an einen wie mich.

Wir bogen von den Anlegestegen rechts ab. Die Querstraßen hatten ausgefallene Namen in streng alphabetischer Reihenfolge. Wir fanden die Straße, bogen ein, fanden die Hausnummer und fuhren in die Einfahrt. Der Strand reichte bis ans Haus, und das Meer war nahe genug, daß man es sehen konnte, und weit genug weg, daß man keine Angst haben mußte, naß zu werden. Der Sand wirkte sauberer als sonstwo, das Wasser blauer, die Brise angenehmer.

»Schau her«, sagte ich zu Sarah, »wir sind grade am Vorposten des Todes gelandet. Zum Kotzen. Tut einem ja in der Seele weh.«

»Mach dir bloß nicht dauernd Gedanken um dein seelisches Gleichgewicht«, gab sie zurück.

Den VW brauchte ich nicht abzuschließen. Ich war der einzige, der ihn starten konnte.

Wir standen inzwischen vor der Tür, und ich klopfte an. Sie wurde geöffnet von einem großen, schlanken, zartgliedrigen Typ, dem der Künstler aus sämtlichen Knopflöchern lugte. Man sah ihm richtig an, daß er dazu geschaffen war, allerhand großartige Sachen zu kreieren, ohne sich je mit Kleinkram wie Zahnweh, Zweifel oder Pech aufhalten zu müssen. Er war einer von denen, die sogar *aussehen* wie Genies. Ich sah aus wie ein Tellerwäscher, deshalb machten mich solche Typen immer ein bißchen muffig.

»Wir sollen die dreckige Wäsche abholen«, sagte ich.

»Achten Sie nicht auf ihn«, schaltete sich Sarah ein.

»Pinchot hat uns eingeladen.«

»Äw«, sagte der Gentleman, »aber *kommen* Sie doch herein...«

Wir folgten ihm und seinem kleinen Karnickel-Arsch. Auf einmal blieb er stehen, als ginge es nicht mehr weiter, und sagte charmant über die linke Schulter nach hinten, als würde die ganze Welt seiner fiepsigen Bekanntmachung lauschen:

»Ich gehe jetzt meinen WOD-KA holen.«

Er wetzte in die Küche.

»Das ist Paul Renoir«, sagte Sarah. »Er komponiert Opern und macht auch sowas wie Opernfilme. Sehr avantgardistisch.«

»Meinetwegen kann er ein großes Licht sein, aber die Ohrläppchen will ich mir nicht von ihm ablutschen lassen.«

»Ach, sei doch nicht so abweisend! Es können nicht alle sein wie du!«

»Ich weiß. Pech für sie.«

»Deine größte Stärke ist, daß dir alles angst macht«, sagte Sarah.

»Ich wollte, das wär von mir.«

Paul kam wieder. Der Drink, den er in der Hand hielt, machte was her. Es schwamm sogar ein Stückchen Limone drin, und er hatte ein dünnes Glasstäbchen, mit dem er alles umrührte. Einen *swizzle-stick*. Wahre Klasse.

»Paul«, fragte ich ihn, »gibts da drin auch noch was anderes zu trinken?«

»Äw, Entschuldigung«, sagte er, »bitte *bedienen* Sie sich doch...«

Beim Sturm auf die Küche war mir Sarah einen Schritt voraus. Überall standen Flaschen. Während wir überlegten, knackte ich erst mal eine Dose Bier.

»Die harten Sachen lassen wir lieber«, meinte meine gute Lady. »Du weißt, wie du dann immer wirst.«

»Richtig. Halten wir uns an den Wein.«

Ich fand einen Korkenzieher und griff mir einen prächtigen Roten.

Jeder trank einen tüchtigen Schluck, dann füllten wir unsere Gläser wieder auf und gingen raus. Eine Zeitlang hatte ich uns immer als »Scott und Zelda« vorgestellt, aber Sarah störte das, weil ihr nicht gefiel, wie Zelda geendet hatte, und mir gefiel nicht, was Scott alles zusammengeschrieben hatte, und damit war die humoristische Einlage gestorben.

Paul Renoir stand vor dem Panoramafenster und betrachtete den Pazifik. »Jon hat sich verspätet«, sagte er –

zu Panoramafenster und Meer. »Aber er hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß er gleich kommt, und Sie sollen bitte bleiben.«

»Okay, Baby...«

Sarah und ich setzten uns. Wir schauten auf seinen Kar nickel-Arsch, und er schaute aufs Meer. Er schien zu überlegen.

»Chinaski«, sagte er. »Ich habe eine ganze Menge von Ihnen gelesen. Es ist irres Zeug. Sie sind wirklich gut...«

»Danke. Aber wir wissen, wer der bessere ist. Nämlich Sie.«

»Äw«, sagte er, immer noch mit Blick aufs Meer. »Äußerst nett von Ihnen, daß Sie das... anerkennen.«

Die Tür ging auf, ohne daß vorher angeklopft wurde, und ein Mädchen mit langen schwarzen Haaren kam herein. Ehe wir uns versahen, hatte sie sich wie eine Katze der Länge nach auf die Rückenlehne der Couch drapiert.

»Ich bin Popppy«, sagte sie. »Mit vier P.«

Ich erlitt einen Rückfall: »Und wir sind Scott und Zeldada.«

»Laß doch den Scheiß!« kam es von Sarah.

Ich sagte unsere richtigen Namen.

Paul wandte sich vom Meer ab. »Poppy ist an der Finanzierung Ihres Drehbuchs beteiligt.«

»Ich hab noch kein Wort geschrieben.«

»Sie werden schon...«

Ich schaute Sarah an und hielt mein leeres Glas hoch. »Wärst du so nett?«

War sie. Sie ging damit in die Küche. Sie wußte, wenn ich gegangen wäre, hätte ich mich über die Flaschen hergemacht und wäre bald danach ausfällig geworden.

Später sollte sich herausstellen, daß sie Poppy auch »Die Prinzessin aus Brasilien« nannten. Und daß sie für den Anfang zehn Riesen locker gemacht hatte. Nicht viel, aber es deckte einen Teil der Miete und Getränke ab.

Die Prinzessin musterte mich von ihrem Katzenlager auf der Rückenlehne der Couch.

»Ich habe Ihr Zeug gelesen. Sie sind sehr witzig.«

»Danke.«

Ich schaute rüber zu Paul. »Hey, Baby, hast du das gehört? Ich bin witzig!«

»Einen gewissen Rang«, sagte er, »muß man Ihnen einräumen...«

Er wetzte wieder in Richtung Küche und kam an Sarah vorbei, die unsere frisch gefüllten Gläser brachte. Sie setzte sich neben mich, und ich trank einen ordentlichen Schluck. Und hatte eine Idee: Warum nicht einfach so tun, als würde ich ein Drehbuch schreiben? Dann konnte ich monatelang in Marina del Rey herumsitzen und nach Herzenslust bechern. Ehe ich den Gedanken richtig genießen konnte, flog die Tür auf, und Jon Pinchot stand da.

»Ah, Sie sind gekommen!«

»Äw«, sagte ich.

»Ich glaube, ich habe einen Geldgeber. Jetzt müssen Sie's nur noch schreiben.«

»Das kann ein paar Monate dauern.«

»Aber selbstverständlich.«

Paul war jetzt wieder da. Er hatte einen seltsam pinkfarbenen Drink für die Prinzessin. Pinchot eilte in die Küche, um sich auch was zu holen.

Es war das erste von vielen Treffen, die ganz zwanglos in schwere Besäufnisse ausarteten. Besonders, was mich anging. Mein Selbstvertrauen hatte diese Stärkung auch nötig, denn eigentlich interessierten mich nur Gedichte und Short-Stories. Ein Drehbuch zu schreiben schien mir das Dümme zu sein, was man nur tun konnte. Bessere als ich waren schon in diese Falle getappt und hatten sich lächerlich gemacht.

Jon Pinchot kam mit seinem Drink aus der Küche und setzte sich.

Es wurde eine lange Nacht. Wir redeten und redeten, und es rauschte alles an mir vorüber. Am Ende waren Sarah und ich so voll, daß wir nicht mehr nach Hause

fahren konnten. Man bot uns freundlicher Weise ein Schlafzimmer an.

In diesem Schlafzimmer, wo wir uns im Dunkeln noch eine Flasche von dem guten Roten teilten, fragte mich Sarah: »Wirst du das Drehbuch schreiben?«

»Gott nee«, sagte ich.

2

Drei oder vier Tage später rief Pinchot wieder an. Er kannte Danny Server, den jungen Produzenten und Regisseur, der in Venice ein eigenes Filmstudio hatte. Danny wollte uns seinen Vorführraum zur Verfügung stellen, damit wir uns Pinchots Dokumentarfilm »Die lachende Bestie« ansehen konnten. Es ging da um einen afrikanischen Diktator, der es mit blutrünstigem Genuß auf seine Art machte. Doch zuvor sollten wir uns bei Pinchot auf einige Drinks treffen. Also zurück zur Sailboat Lane...

Jon machte uns auf, und als wir reinkamen, sah ich, daß er nicht allein war. Ein junger Mann stand im Zimmer. Er hatte einen eigenartigen Haarschopf, der gleichzeitig blond und weiß wirkte. Sein Gesicht ging von Rosa in Rot über. Er hatte irre blaue Kulleraugen und wirkte wie ein Schuljunge, der gerade dabei ist, einen gräßlichen Streich auszuhecken. Wie sich herausstellen sollte, hatte er immer diesen spitzbübischen Ausdruck im Gesicht. Ich mochte ihn auf Anhieb.

»Das ist François Racine«, sagte Jon. »Er spielt in vielen meiner Filme mit. Auch in anderen...«

»... und in den anderen werde ich *bezahlt*.« François machte eine Verbeugung und sagte: »Wie gehts?«

Jon ging die Drinks holen.

»Bitte entschuldigt mich«, sagte François. »Ich bin gleich soweit.«

Auf dem Tisch hatte er ein kleines, elektrisch betriebenes Roulette stehen, dessen Schüssel auf Knopfdruck rotierte. Neben einem Stapel Jetons lag ein längliches Blatt Papier mit Zahlenkolonnen. Es gab auch eine Spielfläche mit aufgemalten Feldern. Er plazierte seine Jetons, und als er auf den Knopf drückte, sagte er: »Das ist meine Lady mit dem rotierenden Köpfchen. Meine große Liebe.«

Jon brachte die Drinks.

»Wenn François nicht ernsthaft spielt, trainiert er meistens oder macht sich Gedanken darüber.«

Das Roulette stoppte, und François raffte seinen Gewinn zusammen.

»Ich habe es so ausgetüfelt, daß der Zufall ausgeschaltet ist«, sagte er. »Egal, wo es stehenbleibt, ich gewinne immer.«

»Sein System funktioniert«, sagte Jon, »aber wenn er im Casino ist, hält er sich nicht immer daran.«

»Der Todestrieb kommt mir oft in die Quere«, erklärte François.

»Hank spielt auch«, sagte Sarah. »Er wettet auf Pferde. Er ist an jedem Renntag draußen.«

François sah mich an. »Ah, die Pferde! Gewinnen Sie?«

»Ich bilde mir ein . . .«

»Ah! Eines Tages müssen wir mal zusammen hin!«

»Klar.«

François wandte sich wieder seinem Roulette zu, und wir setzten uns mit unseren Drinks.

»Er hat schon Hunderttausende gewonnen und wieder verloren«, erzählte uns Jon. »Schauspieler will er nur sein, wenn er restlos pleite ist.«

»Klingt vernünftig«, sagte ich.

»Übrigens«, sagte Jon, »ich habe mit dem Produzenten Harold Pheasant gesprochen, und er interessiert sich sehr für das Drehbuch. Er ist bereit, den Film zu finanzieren.«

»Harold Pheasant«, sagte Sarah, »von dem hab ich schon gehört. Er ist einer der größten Produzenten in der Branche.«

»Ganz recht«, sagte Jon.

»Aber ich hab noch gar kein Drehbuch geschrieben«,
konterte ich.

»Spielt keine Rolle. Er kennt deine Sachen. Er macht
mit.«

»Das finde ich aber nicht plausibel.«

»Er arbeitet oft so, und er scheffelt nichts als Geld.«

Jon ging die nächste Flasche holen.

»Vielleicht solltest du doch ein Drehbuch schreiben«,
meinte Sarah.

»Sieh dir an, was es aus F. Scott Fitzgerald gemacht
hat.«

»Du bist nicht Fitzgerald.«

»Nein. Der hat das Trinken aufgesteckt. Das war sein
Tod.«

François stand immer noch an seinem kleinen Roulette.
Jon kam mit der Flasche zurück.

»Noch ein Glas. Dann sollten wir aber gehen.«

»Ist gut«, sagte ich.

»Sag, François, kommst du mit?« fragte Jon.

»Oh nein, bitte entschuldigt mich. Ich muß hier noch
recherchieren...«

3

Der Vorführraum gefiel mir. Neben dem Eingang gab es
eine ziemlich große Bar, mit Barkeeper. Einen Vorführer
hatte man uns auch gestellt. Danny Server war nirgends
zu sehen.

An der Bar saßen sieben oder acht Leute. Ich kannte
keinen von ihnen. Ich verlegte mich auf Wodka und Se-
ven-up, und Sarah trank etwas, das violett oder grün aus-
sah, oder grünlich-violett. Jon war beim Vorführer und
überwachte das Einlegen des Films.

Vom anderen Ende der Bar starrte mich einer an. Da er nicht damit aufhörte, schaute ich schließlich in seine Richtung und sagte:

»Was machen Sie denn so?«

Er zögerte einen Augenblick, trank einen Schluck und sah mich an:

»Es ist mir so peinlich, daß ich bis zu den Zehen erröte, aber – ich mache Filme.«

Wie ich bald erfahren sollte, war es der bekannte deutsche Regisseur Wenner Zergog. Er hatte einen Tick – einen Hau, wie man so schön sagt – und ließ sich immer wieder auf wahnwitzige Sachen ein, bei denen er sein Leben und das aller anderen riskierte.

»Sie sollten sich was Vernünftiges suchen«, empfahl ich ihm.

»Ich weiß«, antwortete er, »aber ich kann sonst nichts.«

Dann war Jon wieder da.

»Kommt, wir fangen an...«

Sarah und ich folgten ihm in den Vorführraum. Von der Bar kamen einige mit, darunter Wenner und seine Begleiterin. Als wir uns setzten, sagte Jon: »Das an der Bar war Wenner Zergog. Letzte Woche hatte er Krach mit seiner Frau. Sie haben mit Pistolen aufeinander geschossen, aber nichts getroffen.«

»Ich hoffe, seine Filme sind treffsicherer...«

»Oh, das sind sie.«

Jetzt verdunkelte sich der Raum, und ›Die lachende Bestie‹ flimmerte über die Leinwand.

Lido Mamin war ein Mann von imposantem Körpervolumen und Ehrgeiz, aber sein Land war klein und arm. Bei den großen Ländern spielte er seine Karten links wie rechts und feilschte mit beiden Seiten um Geld, Lebensmittel- und Waffenlieferungen. Aber eigentlich wollte er die Welt regieren. Er war ein mörderischer Hundsknochen mit einem fabelhaften Sinn für Humor. Er fand, daß im Grunde kein Leben außer seinem eigenen etwas

wert war. Wer sich in seinem Land im geringsten verdächtig machte, wurde ermordet und in den Fluß geworfen. Es schwammen so viele Leichen im Fluß, daß die Krokodile feist wurden und nichts mehr runterkriegten.

Vor der Filmkamera war Mamin mit Begeisterung bei der Sache. Er inszenierte für Pinchot sogar eigens eine Kabinettsitzung. Seine Untergebenen saßen zitternd vor ihm, und Mamin stellte Fragen und gab politische Direktiven. Er grinste ständig und ließ seine großen gelben Zähne blitzen. Wenn er nicht gerade einen umbrachte oder den Befehl dazu gab, fickte er. Er hatte ein Dutzend Frauen oder mehr und so viele Kinder, daß er die Übersicht verlor.

Während der Kabinettsitzung verschwand ab und zu sein Grinsen, und seine Miene drückte aus, daß er sich für einen Gott hielt, der zu allem fähig war. Er spürte die Angst seiner Minister, nutzte sie aus und ergötzte sich daran.

Die Sitzung endete, ohne daß jemand umgebracht wurde.

Dann ließ er sämtliche Ärzte des Landes antreten. Er versammelte sie im gewaltigen Operationsaal der zentralen Klinik, und sie saßen in ansteigenden Sitzreihen im Halbkreis vor ihm, während er in der Mitte stand und eine Ansprache hielt:

»Ihr seid Ärzte, aber ohne mein Wort seid ihr nichts. Ihr glaubt allerhand zu wissen, aber das ist eine Illusion. Ihr seid nur auf einem Gebiet ausgebildet. Seht zu, daß diese Ausbildung nicht euch, sondern eurem Land nützt. Wir leben in einer Welt, in der nur die recht haben werden, die am Ende überleben. Ich werde euch sagen, wie ihr eure Fähigkeiten und euer Leben einzusetzen habt. Seid bitte nicht so dumm, gegen meine Wünsche zu verstoßen. Ich will eure Ausbildung und Fähigkeiten nicht verschwenden. Ihr müßt immer daran denken, daß ihr nur wißt, was euch gelehrt wurde. Ich weiß mehr als das, was gelehrt wird. Ihr werdet immer tun, was ich verlange.

Das möchte ich unmißverständlich klarstellen. Habt ihr verstanden?»

Schweigen.

»Bitte«, fuhr Mamin fort, »möchte jemand etwas gegen meine Worte einwenden?«

Schweigen.

Mamin war ein Herzchen, ein monströses Herzchen, und irgendwie mochte man seine grobschlächtige und gräßliche Art – solange man bei den Morden und Folterungen nicht zusehen mußte.

Als nächstes führte Mamin seine Luftwaffe vor. Nur daß er keine Luftwaffe hatte. Noch nicht. Aber die Piloten und die Uniformen hatte er schon.

»Das«, sagte er, »ist unsere Luftwaffe.«

Der erste Pilot rannte über einen langen Steg aus Holzbohlen. Am Ende der Runway sprang er in die Luft, ruderte mit den Armen und landete.

Der nächste Pilot nahm Anlauf. Dasselbe.

Der nächste Pilot. Der nächste.

Es müssen vierzehn oder fünfzehn Piloten gewesen sein. Jeder stieß beim Absprung einen kleinen Schrei aus und machte ein begeistertes Gesicht. Man hatte ein komisches Gefühl dabei. Sie fanden es lächerlich, und doch glaubten sie daran.

Als der letzte gestartet und gelandet war, postierte sich Mamin vor die Kamera.

»Dies mag albern wirken, doch es ist sehr wichtig. Auch wenn wir etwas noch nicht in der Wirklichkeit haben, wollen wir uns innerlich schon darauf einstellen. Eines Tages werden wir unsere Luftwaffe haben. In der Zwischenzeit blasen wir nicht Trübsal in den Schatten des Zweifels. Ich danke Ihnen.«

Dann kamen einige Innenaufnahmen aus den Folterkammern. Im Moment war niemand drin. Aber es lag Kot herum. Ketten. Die Wände waren blutverschmiert.

»Hier«, sagte Lido Mamin, »sagen die Verräter und Lügner endlich die Wahrheit.«

Zum Abschluß sah man Mamin mit zahlreichen Leibwächtern und sämtlichen Ehefrauen und Kindern in einem riesigen Park. Die Kinder waren nicht fröhlich und tollten nicht herum. Sie standen genauso stumm vor der Kamera wie die Leibwächter. Die Frauen lächelten alle. Manche hielten einen Säugling auf dem Arm. Lido Mamin bleckte seine großen gelben Zähne zu einem Grinsen. Er wirkte sehr sympathisch. Vielleicht sogar liebenswert.

Die letzte Einstellung zeigte den Fluß mit den vollgefressenen Krokodilen. Sie lagen aufgedunsen und träge im Wasser und verdrehten nur ein wenig die Augen nach den Leichen, die vorbeischwammen. Ende.

Es war ein faszinierender Dokumentarfilm, und ich freute mich, es Pinchot sagen zu können.

»Ja«, meinte er, »ich mag außergewöhnliche Menschen. Darum bin ich auch zu dir gekommen.«

»Der Vergleich mit Lido Mamin ehrt mich«, sagte ich.

»Stimmt ja auch«, sagte er.

Dann brachen wir auf und fuhren zurück zu ihm.

4

Als wir ins Haus kamen, spielte François Racine immer noch eisern Roulette. Er war hochrot im Gesicht und hatte offensichtlich eine Menge Wein getrunken. Vor ihm stapelten sich die Jetons. Ein enormer Aschekegel löste sich von seiner Zigarre und fiel auf den Tisch.

»Ich habe eine Million vierhundertfünfzigtausend Dollar gewonnen . . .«

Die kleine Kugel fiel auf eine Zahl. François raffte die Jetons zusammen. »Das reicht. Man soll es nicht übertreiben.«

Wir folgten ihm ins Wohnzimmer und setzten uns, während Jon den Wein und die Gläser holte.

»Was machen Sie mit dem ganzen Geld, das Sie gewonnen haben?« fragte Sarah.

»Ich verschenke es. Es ist wertlos. Das Leben ist wertlos. Geld ist wertlos.«

»Mit Geld ist es wie mit Sex«, sagte ich. »Es kommt einem viel wichtiger vor, wenn mans nicht hat.«

»Sie reden wie ein Schriftsteller«, sagte François.

Jon kam zurück. Er machte die erste Flasche auf und schenkte uns allen ein.

»Du solltest nach Paris kommen«, sagte er zu mir. »Dort giltst du was. Dein Land behandelt dich wie einen Paria.«

»Habt ihr dort auch Pferderennen?«

»Aber ja!« sagte François.

»Er haßt das Reisen«, sagte Sarah. »Und Rennbahnen haben wir selber.«

»Aber nicht wie in Paris«, meinte François. »Kommen Sie nach Paris, dann gehen wir zusammen zum Pferderennen.«

»Herrgott, ich muß ein Drehbuch schreiben.«

»Erst gehen wir zum Pferderennen, und anschließend schreiben wir.«

»Muß ich mir noch überlegen.«

Jon brannte sich eine Zigarre an. François fand auch noch eine und steckte sie an. Die Zigarren waren lang und rund und machten beim Anrauchen ein knisterndes, zischelndes Geräusch.

»Gott steh mir bei«, sagte Sarah.

»François und ich waren neulich abends in Las Vegas.«

»Und? Wie ist es gelaufen?« fragte Sarah.

François stürzte ein halbes Glas Wein hinunter, sog an seiner Zigarre und blies eine riesige magische Rauchwolke von sich.

»Passen Sie auf. Hören Sie sich das an. Ich liege fünftausend Dollar vorn, ich fühle mich wie der Herrscher der Welt, ich halte das Geschick in meiner Hand, als wärs ein Wegwerfffeuerzeug. Ich weiß *alles*. Ich *bin* alles.